

Der Rheinländische Hausfreund

Autor(en): **Gerber, Markus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **301 (2018)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-842120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Rheinländische Hausfreund

Die Volkskalender gehören zu den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst. Früh schon erschienen sie in der bis heute bekannten Form: das Kalendarium mit Festen und Namenstagen, sodann die Praktik mit astronomischen, astrologischen, meteorologischen und heilkundlichen Informationen und in einem dritten Teil Lesestücke oder «Historien». Dieser Teil, mit Geschichten von Unfällen, Verbrechen, Naturkatastrophen, seltsamen Erscheinungen, Schelmenstreichen und Schwänken, war wohl der beliebteste, und er wurde im Lauf der Zeit erweitert und nahm schliesslich etwa die Hälfte des Kalenders ein. Die Obrigkeit war schon früh bestrebt, das weit verbreitete Medium unter ihre Kontrolle zu bringen, indem sie das Kalenderprivileg an einen ihr genehmen Drucker erteilte. Dieser war dann auf dem Titelblatt als Herausgeber genannt, während die Verfasser des Inhalts anonym blieben. Erst zu Beginn des 19. Jh. tauchte ein Name auf, der bis heute der Inbegriff des Kalendermachers geblieben ist:

Johann Peter Hebel.

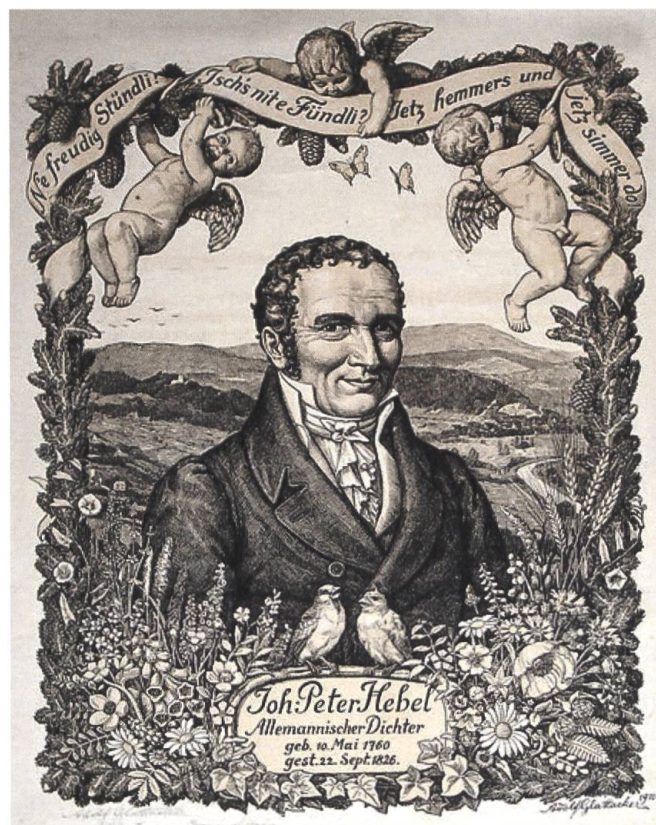
Hebels Vater, Johann Jakob, stammte aus dem Hunsrück. Als persönlicher Diener des Basler Ratsherrn und Söldnerführers Iselin-Ryhiner kam er weit in der Welt herum. Von seinen Reisen brachte er ein Notiz- und Taschenbuch zurück, in dem er aufgeschrieben hatte, wo er überall gewesen war, und was er gesehen hatte, und es ist wahrscheinlich, dass sein Sohn später daraus viele Einzelheiten für seine Tätigkeit als Kalendermacher entnommen hat. Die Mutter kam aus Hausen im Wiesental und war ebenfalls bei der Familie Iselin im Haushalt angestellt. Die beiden heirateten 1759, am

10. Mai 1760 wurde Johann Peter geboren. Die Familie wohnte im Sommer in Basel in der St.-Johann-Vorstadt, im Winter in Hausen; das dortige «Hebelhaus» ist heute ein Museum. Ein Jahr später folgte die Geburt einer Tochter, Susanne, doch das Kind starb nach wenigen Wochen, vermutlich an Typhus, und der Vater erlag kurz darauf der gleichen Krankheit. Mutter und Sohn lebten weiterhin im Winter in Hausen, sommers in Basel, und der Knabe besuchte einmal die Dorfschule, dann wieder die Gemeindeschule von St. Peter. Schon früh fand er Förderer, die veranlassten, dass er die Lateinschule in Schopfheim und im Sommer in Basel das Gymnasium am Münsterplatz besuchen konnte. Doch bald starb auch die Mutter, mit 13 Jahren war er Vollwaise. Zum Glück fanden sich Gönner, die ihm einen Platz im Gymnasium Illustre in Karlsruhe verschafften. Das Theologiestudium war damit vorgegeben. Dank hervorragender Leistungen, besonders im Latein, konnte er ein Schuljahr überspringen. Nach Abschluss der Gymnasialzeit studierte er zwei Jahre Theologie in Erlangen. Dort kam er wohl auch in Kontakt mit der Aufklärung; jedenfalls war er als Theologe später immer darum bemüht, Glauben und Verstehen in Einklang zu bringen. Nach bestandener Prüfung war er Pfarramtskandidat. Da er mit 20 Jahren zu jung war für eine Pfarrstelle, wurde er Hauslehrer und Vikar beim Pfarrer von Hertingen, zwischen Müllheim und Lörrach. Drei Jahre später bekam er eine Stelle als Präzeptoratsvikar in Lörrach am Pädagogium, einer Mischung von Gymnasium und Lateinschule. Damit schlug er den Weg in den Lehrerberuf ein. In Lörrach durfte er eine glückliche Zeit verbringen, er fand Freunde fürs Leben, mit denen er auch später in Kontakt blieb und mit

denen er einen Freundschaftsbund gründete, der neben der Geselligkeit sich mit philosophischen Gedankengebäuden abgab. Den ebenfalls zum Lehramt gehörenden kirchlichen Diensten entzog er sich nach Möglichkeit, umso gewissenhafter widmete er sich dem Unterricht. 1790 verfasste er zusammen mit dem Prorektor der Schule ein Gutachten, in dem vorgeschlagen wird, den Lateinunterricht zu reduzieren zugunsten der Realien, also der naturwissenschaftlichen Fächer. Damit folgte es dem Zug der Zeit und wies in die Richtung, in der sich Hebels Schreiben späterhin bewegen sollte.

Daneben suchte er seine Stellung zu verbessern und bewarb sich um das frei werdende Prorektorat der Schule. Dass ein anderer ihm vorgezogen wurde, war ein kurzer Dämpfer, denn im November 1791 erhielt er eine Anstellung am Gymnasium Illustre in Karlsruhe, wo er ja selber vier Jahre zur Schule gegangen war, vorerst als Subdiakon und Assistent des Klassenlehrers. Ein Jahr später bereits erhielt er den Titel eines Hofdiakonus. In Karlsruhe blieb er dann 34 Jahre, bis zu seinem Lebensende, abgesehen von – seltenen – Reisen, die ihn aber nie weiter als bis nach Lausanne, zum Rheinfluss, nach Strassburg und natürlich in die geliebte Heimat im badischen Oberland führten. Den Kontakt mit den Freunden und Freundinnen erhielt er indessen aufrecht; davon zeugen seine Briefe, deren 583 erhalten geblieben sind. Eigenartigerweise sind alle an ihn gerichteten Briefe verschwunden. Im Geiste reiste er weit: Die Natur in allen ihren Erscheinungen interessierte ihn; als fleissiger Leser erwarb er sich ein umfangreiches Wissen in Botanik, Mineralogie, Physik, Chemie, Geografie, tauschte sich mit Kollegen aus, und als 1796 der Direktor der fürstlichen Naturaliensammlung vor den Kriegswirren floh, übernahm er den Naturkundeunterricht am Gymnasium. Im «Hausfreund»-Kalender hat er dann aus den Quellen seines Wissens geschöpft.

Doch vorerst stand die Lehrtätigkeit im Vordergrund. 1798 erhielt er den Titel eines «Professor extraordinarius der dogmatischen Theologie und hebräischen Sprache». Da er in seinem Beruf so tüchtig war, kamen bald weitere Auf-



träge wie die Mitwirkung an der Reform der Gottesdienstordnung. Von sich aus verfasste er «Reflexionen über Kirchengebete», nannte sie «Ideen zur Gebetstheorie». Mit einer Bearbeitung des Katechismus erntete er viel Kritik, weil sie nicht den Vorstellungen der strenggläubigen Pastoren entsprach. Doch die Enttäuschung hielt nur kurz an: 1803 erschienen seine

«Allemannischen Gedichte»

im Druck, eine Sammlung von 32 Texten in der Mundart, wie sie nördlich des Rheins gesprochen wurde, teilweise gereimt und in Strophenform, teilweise in Hexametern oder anderen Versmassen. In diesen Gedichten finden sich die Themen, die Hebel immer wieder beschäftigt haben: das Wirken Gottes in der Natur, die Grundsätze für eine gute Lebensführung, sein Verständnis für menschliche Endlichkeit und Vergänglichkeit. Das Büchlein hatte Erfolg, es

wurde mehrmals neu aufgelegt und erweitert, zuletzt auf 45 Gedichte. Einige Stücke sind auch heute noch bekannt, zum Beispiel «Der Winter», oder «Die Vergänglichkeit», eine Vorwegnahme des Weltuntergangs. Später hat Hebel nur noch wenig in Mundart geschrieben.

Ungefähr zur selben Zeit kam der Auftrag zur Mitwirkung am Badischen Landkalender, dessen Absatz in den letzten Jahren ständig zurückgegangen war. Das lag hauptsächlich daran, dass die Leser mit dem Inhalt unzufrieden waren: Im Sinne der Aufklärung brachte er nur noch «nützliche» Inhalte und trockene Belehrung, während die beliebten Ratgeber, die den Volksglauben bedienten, verschwunden waren. Hinzu kam, dass einheimische Konkurrenten auf den Markt drängten, die das Baden-Durlachische Kalenderprivileg unterliefen. Weil aber das Konsistorium, das um Verbesserung besorgt sein sollte, nichts Rechtes zustande brachte, legte Hebel 1806 ein «unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Calenders» vor. Die Vorschläge, die er machte, betrafen neben der attraktiveren Aufmachung auch den Inhalt, welcher Unterhaltung und Belehrung klug miteinander verbinden und die Vorlieben des Volkes zum «Vehikel» für die erzieherischen Zwecke des Kalenders machen sollte. Als Vorbild nannte er den Basler «Hinkende Bot». Auch war er der Meinung, die Verantwortung für den Kalender sollte in eine Hand gelegt werden. Nach längeren Auseinandersetzungen wurden seine Vorschläge angenommen, und schon war er selbst der alleinige Redaktor. Der Kalender hiess fortan «Rheinischer Hausfreund», später

«Rheinländischer Hausfreund»

Sein Konzept hatte Erfolg, die Auflage konnte bald verdoppelt werden; das Gymnasium, als Inhaber des Kalenderprivilegs, profitierte finanziell davon. Für Hebel fielen allerdings nur knapp 50 Gulden Honorar ab, die er erst noch zum Teil für Illustrationen ausgab.

Die von ihm redigierten Kalender umfassten jeweils sieben Teile auf insgesamt 52 Seiten,

darunter ein Kalendarium, auch die Aderlasstafel fehlte nicht. Der Hauptteil unter dem Titel «Allerlei Neues, Lehrreiches und Spasshaftes» umfasste 26 Seiten. Insgesamt verfasste Hebel über die Jahre etwa 300 Artikel. Die Inhalte umfassten «Grosse» Geschichten, deren einige noch heute bekannt sind, wie «Kannitverstan» oder «Unverhofftes Wiedersehen», Berichte über Katastrophen, Merkwürdiges und Unheimliches, allerlei über Tiere und Pflanzen, nützliche Lehren, ferner zahlreiche Gauner- und Schelmengeschichten (dafür scheint er eine Schwäche gehabt zu haben), Weltbegebenheiten (diese immer, wie auch heute noch, im folgenden Jahr), Betrachtungen über das Weltgebäude samt Kometen und Planeten, Soldatengeschichten (sehr zeitgemäss), Lehrreiches und Ratschläge und vieles mehr. Er schlüpft in die Rolle des «Hausfreunds», der häufig seine Leser direkt anspricht, sie auf die Moral von der Geschichte hinweist: «Der geneigte Leser merkt etwas.» Dieser Satz ist für lange sprichwörtlich geworden.

Das Material für seine Texte bezog er von überall her: aus Vaters Notizbuch, aus seiner Bibliothek, von Freunden und Freundinnen, aus populären Sammlungen von Schwänken und Anekdoten; aus Fremdem und Eigenem gestaltete er seine unverwechselbaren Geschichten.

Seine Kommentare zum Zeitgeschehen fallen zurückhaltend aus. Dabei war genug Ausserordentliches zu registrieren: die Revolutionskriege, Napoleons Feldzüge, sein Ende. Zwar schildert er die Ereignisse anschaulich, aber über die Akteure gibt er kein Urteil ab. Seine Sympathie gilt den Opfern, der Krieg ist immer ein Übel.

1811 veröffentlichte der Verlag Cotta eine Auswahl von 127 Geschichten aus dem «Hausfreund», von Hebel selber

«Schatzkästlein»

benannt. Es begründete Hebels Ruhm als Dichter von Kalendergeschichten und wurde immer wieder ganz oder in Auszügen nachgedruckt. Der Kalender selber aber ist kaum noch aufzu-

finden – verschwunden wie der «Hinkende Bot», verbraucht, untergegangen. Dadurch sind viele Belege von Hebels Meisterschaft als Kalendarersteller verschwunden.

Hebel redigierte den «Rheinländischen Hausfreund» von 1807 bis 1815. In diesem Jahr erreichte ein an sich harmloser Beitrag den Zorn der katholischen Landeskirche, dies, nachdem das Konsistorium, der Kirchenrat, die Druckereizulassung bereits erteilt hatte. Der Bischof von Konstanz und der Nuntius in Luzern mischten sich ein, und die ganze Auflage musste zurückgezogen und neu gedruckt werden. Worauf Hebel sein Amt niederlegte: «In Zukunft schreibe ihn, wer will.» Nur für 1819 besorgte er noch einmal die Redaktion, nachher war endgültig Schluss.

Ohne Beschäftigung war er deswegen nicht. Seine Ämter liessen ihm wenig Musse. Schon 1806 wurde er Kirchenrat, damit Bischof von sechs Diözesen. Von 1808 bis 1814 war er Direktor des Gymnasiums, danach wurde er Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde. Das Lutherjahr wurde 1817 zum Anlass genommen, um Reformierte und Lutheraner in einer Kirche zu vereinen. Eine Generalsynode der beiden Kirchen beschloss am 26. Juli 1821 die Vereinigung, erster Prälat der unierten Kirche Badens war Hebel. Für seine Verdienste um dieses Werk erhielt er vom Grossherzog das Ritterkreuz, später noch das Commandeurkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, die Universität Heidelberg verlieh ihm den Ehrendokortitel. Zugleich wurde er Mitglied des badischen Landtags; die Tätigkeit in diesem Parlament von Grossherzogs Gnaden hielt er allerdings für überflüssig. Inzwischen waren ja alle politischen Spuren der Revolution getilgt worden, die alte Feudalherrschaft wieder hergestellt, der Markgraf gar zum Grossherzog befördert. Besonderen Verdruss bereitete ihm, das er von Amtes wegen im Oberzensurkollegium mitwirken musste, also gewissermassen seine eigenen Schriften zensurieren sollte.

Noch einmal trat er als Autor an die Öffentlichkeit: Nach der Kirchenunion übernahm er die Aufgabe, ein

Schulbuch mit biblischen Geschichten,

frei nach der Luther-Übersetzung, zu schreiben. Anfang 1824 erschien dieses in zwei Bänden, Altes und Neues Testament, und wurde durch das Landeskirchenamt in alle badischen Dekanate verteilt. Nicht überall wurde es freudig begrüsst, denn die Begebnisse, die er erzählte, kamen ähnlich daher wie seine Kalendergeschichten, d. h., er dachte sich in seine Leser hinein und suchte ihnen das oft Unwahrscheinliche oder Wunderbare plausibel zu machen, anstatt zu verlangen, dass sie alles einfach so glaubten, wie es geschrieben stand. Auch hier: Glauben und Vernunft sollen einander nicht ausschliessen, vieles findet eine natürliche Erklärung; Wunder sind deswegen nicht ausgeschlossen, und ist nicht auch die Natur voller Wunder? Während also viele seiner Kollegen finstere Gesichter machten, bat die Katholische Kirche des Breisgaus ihn um das Recht, die «Biblischen Geschichten» im Unterricht zu verwenden. Nur der Hinweis auf die zugrunde liegende Luther-Übersetzung musste unterbleiben. Immerhin blieb das Werk bis 1855 im Gebrauch in den Schulen, bis es dann, wegen des «unbiblischen Kalendertons», verboten wurde.

Mit 65 Jahren gab Hebel seine Lehrtätigkeit auf. Als Prälat war er aber immer noch im Landtag tätig, als Mitglied der Kirchen- und Schulbehörde oft auf Prüfungs- und Visitationsreisen. Auch versuchte er sich nochmals an einem Buch über den Religionsunterricht, das aber nie fertig wurde. In seinen Briefen klagt er über gesundheitliche Probleme, er ist «leider nicht ganz gesund und gottlob nicht krank». Auf einer Dienstreise zu Prüfungen erkrankte er plötzlich schwer, er verstarb am 22. September 1826 in Schwetzingen an den Folgen einer Krebserkrankung.

Die «Kalendergeschichten» haben ihn überlebt, sie sind Bestandteil der deutschen Literatur geworden, und im 19. und 20. Jh. haben einige Schriftsteller die Erzählform übernommen, zum Beispiel Jeremias Gotthelf, Peter Rossegger, Bertolt Brecht, Botho Strauss.

Eine Hebel-Biografie, von Heide Helwig, ist 2010 bei Hanser erschienen.